

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ZWEIUNDDREISSIGSTER BAND

2003 – 2004

WALLSTEIN VERLAG

Vortrag anlässlich der gemeinsamen Sitzung der Mitglieder des Ordens Pour le mérite und des österreichischen Ehrenzeichens für Wissenschaft und Kunst im September 2004 in Wien.

LORD RALF DAHRENDORF

GEHT DER ARBEITSGESELLSCHAFT

DIE ARBEIT AUS?

Zwanzig Minuten sind mir gestattet, um über ein großes, möglicherweise das größte sozialökonomische Thema der Zeit zu sprechen: über die Zukunft von Arbeit und Beschäftigung. Das ist nicht als *captatio benevolentiae* gesagt. Auch wenn ich zwei Stunden hätte, könnte ich keine Lösung anbieten – und das, obwohl das Thema der Arbeit mich seit meiner Studienzeit beschäftigt, in der mein Lehrer in der Klassischen Philologie, Ernst Zinn, mich zum Studium des Arbeitsbegriffs in der griechischen Antike anregen wollte und mein Lehrer in der Philosophie, Josef König, mich durch den Hinweis auf den jungen Marx zu dessen arkadisch-anarchischer Vision menschlicher Tätigkeit führte: »heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wo ich gerade Lust habe; ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden«.

Da ich eine praktische Lösung der Arbeitsfrage auch nicht anzubieten habe, will ich ein paar grobe gedankliche Schneisen durch die Wirrnis des Themas mit Hilfe einiger wichtiger Autoren legen und mich daher unbefangen zwischen Philosophie, Soziologie und auch etwas Ökonomie bewegen. Die Frage, die ich stelle, ist: was ist in

modernen Gesellschaften, die in ihrer Struktur – den Lebensplänen ihrer Menschen, der sozialen Ordnung – Arbeitsgesellschaften sind, mit der Arbeit geschehen?

In Hannah Arendts *Vita Activa* findet sich der Satz: »Was uns bevorsteht, ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgeht.« Sie fügt noch hinzu: »Was könnte verhängnisvoller sein?« Das ist 1960 geschrieben, beruht aber auf einer engen Definition von Arbeit als der zum Überleben nötigen Tätigkeit. In der ursprünglichen englischen Version (*The Human Condition*) klingt das übrigens weniger dramatisch: »What we are confronted with is the prospect of a society of labourers without labour, that is, without the only activity left to them. Surely, nothing could be worse.« Die Leute haben das Arbeiten zum Überleben gelernt, aber genau das ist nicht mehr nötig. Andere, höhere Tätigkeiten aber – Hannah Arendt spricht vom »Herstellen« (*work*) und »Handeln« (*action*) sind den meisten fremd. Das ist, nach Arendt, das Dilemma.

Es ist wahrscheinlich hilfreicher, einen weniger scharf definierten Begriff von Arbeit zugrunde zu legen, der alle Tätigkeiten, die zum Leben nötig und nützlich sind, einschließt. Auch dann noch ist festzustellen, daß im letzten Jahrhundert, und verschärft im letzten Halbjahrhundert, tiefgreifende Wandlungen stattgefunden haben. Nimmt man alle Arbeitsfähigen im weitesten Sinn der vor- und frühindustriellen Gesellschaften, also alle 16- bis 70jährigen, dann finden wir heute in entwickelten Gesellschaften tatsächlich weit weniger als 50 % auf dem Arbeitsmarkt. Auf der einen Seite haben Bildung und Ausbildung den Eintritt ins Arbeitsleben beträchtlich verzögert; auf der anderen Seite hat die Institution der Pensionierung einschließlich der Frühpensionierung das Arbeitsleben für die meisten verkürzt. Auch der Status der Arbeitsunfähigkeit ist zunehmend großzügig definiert worden. Immer weniger Arbeitende müssen die Einrichtungen, Werte und Verhaltensweisen der Arbeitsgesellschaft am Leben halten.

Es kommt hinzu, daß die Arbeitenden keineswegs mehr ein weitgehend arbeitsbestimmtes Leben führen. Früher war das Nicht- oder Wenig-Arbeiten ein Privileg. Thorstein Veblen hat es 1899 in seiner

»Theorie der Mußeklasse« (*Theory of the Leisure Class*) eindringlich beschrieben. Die vielen mußten arbeiten, die wenigen hatten Zeit. Heute ist es, so könnte man meinen, gerade umgekehrt. Menschen in Führungspositionen kennen keine 40-Stunden-Woche; sie bleiben fast rund um die Uhr verfügbar. Für die anderen aber sind nur mehr die Hälfte der Tage des Jahres Arbeitstage (wobei ich die obligate Grippe und das eine oder andere »Familienproblem« mitgerechnet habe). An diesen nimmt die Arbeit allenfalls die Hälfte der wachen Stunden in Anspruch. Auch für Beschäftigte ist die Arbeit keineswegs mehr der bestimmende Kern des Lebens. Sie ist übrigens auch nicht mehr das beherrschende Thema am Stammtisch oder am Küchentisch der Familie.

Das Beispiel trifft Deutschland mehr als andere Länder. Hier gibt es nicht nur besonders viele Feiertage und einen besonders hohen Krankenstand, sondern auch eine besonders hohe Arbeitslosigkeit. Ich kann nur anmerken, daß diese selbst ein spezifisch modernes Phänomen, ein Phänomen der Arbeitsgesellschaft ist. Dazu gibt es ein schönes Buch von Alexander Keyssar mit dem Titel *Out of Work: The First Century of Unemployment in Massachusetts*. Keyssar zeigt (1986), wie in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Lage von Menschen, die ihren Arbeitsplatz verlieren und keine Alternative – kein Nebenerwerbsgewerbe, keine Verwandten auf dem Lande – haben, erst eigentlich entstanden ist. Für wie viele Arbeitslose das heute gilt, vor allem welche Unterschiede es da zwischen dem vollindustrialisierten England und etwa Italien gibt, wo immer noch ein Verwandter jemanden braucht, der auf dem Bauernhof oder in der Gaststätte hilft, wäre eine untersuchenswerte Frage.

Doch zurück zur vor allem deutschen Malaise. Die Reduktion der Arbeit bei gleichzeitiger Verlängerung der Lebenserwartung und einem auf Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeiträgen beruhenden Wohlfahrtsstaat ist kaum irgendwo ein ganz so akutes Problem wie in Deutschland. Der Arbeitsgesellschaft geht vielleicht weniger die Arbeit aus als die Arbeitswilligen.

Hier sind zwei weitere Veränderungen relevant, über die scharfsinnige Autoren Wichtiges gesagt haben. Meinhard Miegel, der

nachdenkliche und ideenreiche Sozialökonom, hat in mehreren Studien gezeigt, in welchem Maß die Zahl der »Normalarbeitsplätze« abgenommen hat. Teilzeitbeschäftigung, befristete Anstellung, auch neue Formen der Selbständigkeit breiten sich aus. Es gibt zunehmend zwei Klassen von Beschäftigten, solche mit ständigen Arbeitsplätzen und solche in flexibleren Formen der Anstellung. Das muß nicht zu einem Klassenkampf führen; vielen, vor allem Frauen mit Familie, ist die Flexibilität durchaus recht. Es hat aber Auswirkungen auf den sozialen Charakter und die wirtschaftliche Basis der Arbeitsgesellschaft.

Die zweite relevante Veränderung hat Adair Turner, der britische praktische Ökonom und frühere Generaldirektor des britischen Unternehmerverbandes, in seinem Buch *Just Capital* beschrieben. Er unterscheidet dort zwischen zwei Arten von Tätigkeiten, die er »*high-tech*« und »*high-touch*« nennt, also hochtechnisierten und solchen, bei denen man mit den Händen zupacken muß. Die Wissensgesellschaft beherrscht eben nicht den ganzen Arbeitsmarkt. Die Bereiche, die sie beherrscht, haben sogar eine Tendenz, sich selbst zu reduzieren. Statt dessen sind in zunehmendem Maße Menschen gefragt, die sozusagen Handgreifliches tun: Kinder- und Altenpflege, Reinhaltung und Schutz öffentlicher Plätze, die sogenannte Hauswirtschaft. Neulich sah ich eine Liste neuer *jobs* in den USA, die mich überraschte; drei Tätigkeiten standen an der Spitze: Autowaschen, Packen und Tragen von Supermarkteinkäufen und Lieferung von Pizzas und anderen Mahlzeiten ins Haus. *High touch indeed!*

Man könnte solchen Analysen noch eine durchaus spekulative Frage hinzufügen, die mich indes beschäftigt: wie viele Berufstätigkeiten sind heute entbehrlich in dem Sinne, daß Menschen ihre Produkte kaufen, aber auch nicht kaufen können, ohne daß ihr Lebensstandard dadurch wesentlich beeinträchtigt wird? Im letzten Weihnachtsverkauf war mit Abstand der größte Ausgabe- und damit auch Einnahmeposten der für Unterhaltungselektronik. Der Sammelbegriff schließt Fernsehgeräte ein, die man noch als unentbehrlich hingehen lassen mag, aber auch allerlei Spiele und Sperenzchen, die kur-

zes Vergnügen aufflackern lassen, aber selbst von den Vergnügten nicht vermißt werden, wenn es sie nicht gibt.

So entsteht das komplizierte Bild einer Gesellschaft, die in ihren Werten, Verhaltensregeln und sozialökonomischen Strukturen auf einem Bild der Arbeit beruht, das der tatsächliche Arbeitsmarkt nur noch teilweise stützt. Die resultierende Verwirrung hat Folgen in vielen Bereichen, darunter politische und philosophische.

Politisch ist gegen die gängigen, oft als neoliberal verherrlichten oder verteufelten Empfehlungen wenig zu sagen. Die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes ist überall dort wirksam gewesen, wo sie erkennbar die Verfügbarkeit von Beschäftigung gesteigert hat. Auch dort aber handelt es sich um heute notwendige, aber wahrscheinlich kurzlebige Reformen. Wie eine Gesellschaft mit einem begrenzten Kern von Festbeschäftigten und einer breiten Palette von Gelegenheitstätigen ihren Sozialstaat finanziert, ohne zugleich ihre Wirtschaftskraft zu schwächen, hat meines Wissens noch niemand plausibel dargelegt.

Philosophisch – oder wenn das zu hoch gegriffen ist, gedanklich – stellt sich die nicht minder brennende Frage, was Gesellschaften zusammenhält, in denen mit der Berufstätigkeit eine der letzten Bindekräfte sich lockert. Da hat Hannah Arendt schon recht, wenn sie von einer möglicherweise »verhängnisvollen« Entwicklung spricht. Ihre eigene, elitäre Lösung hat eine lange Tradition. Man überläßt die desorientierten Arbeiter ihrem Schicksal und wendet sich dem »Herstellen« und dem »Handeln«, dem schöpferischen und dem politischen Tun zu. Marx wollte dasselbe für alle; seine Empfehlung der freien und vielfältigen Tätigkeit kennt keine *labourers* mehr. Dafür ist sie erkennbar utopisch. Ich kann mich am ehesten mit der Argumentation des philosophierenden Ökonomen Robert Heilbroner anfreunden, der 1984 in der Library of Congress einen subtilen Vortrag gehalten hat, der unter dem Titel *The Act of Work* veröffentlicht wurde.

Auch Heilbroner spricht von der *tantalising vision* einer »Welt ohne Arbeit«. Sie ist indes, so schließt er, weder möglich noch wünschenswert. »Eine Welt ohne Arbeit ist eine Phantasie, und zudem eine ge-

fährliche Phantasie.« Keine Phantasie ist indes die zunehmende Befreiung der Arbeit von allen Elementen dessen, was Marx (mit einer aristotelischen Denkfigur) das »Reich der Notwendigkeit« nannte. Danach stellt Heilbroner nur mehr Fragen. Kann Arbeit zu einer Form der sozialen Verantwortung werden? Können Menschen ihre Arbeit so gestalten, daß sie zum Kern einer freien, sich selbst regulierenden Gesellschaft wird? In einem Halbsatz deutet Heilbroner an, worum es ihm geht, nämlich um das, was er beschreibt als das »Ringens um das größte erreichbare Maß an Freiheit *within work – not from work*«. Ich verwende für solche Freiheit innerhalb der Arbeit gerne das Wort, Tätigkeit. Von der Arbeitsgesellschaft zur Tätigkeitsgesellschaft.

Aber mit Heilbroner muß ich mit einem Bekenntnis des Nichtwissens enden. »Ich beabsichtige nicht, diese Fragen zu beantworten, weder mit den beschwörenden Hoffnungen noch mit den skeptischen Verneinungen, zu denen sie so leicht führen.« Heilbroners Schluß ist daher auch meiner. Ich weiß, daß ich die großen praktisch-politischen Fragen, die ich angedeutet habe, auch nicht im Ansatz beantwortet habe. Ich weiß auch, daß zwischen der Hoffnung einer Gesellschaft der Tätigkeit und der Realität einer Arbeitsgesellschaft, die die Quelle ihres Zusammenhalts verliert, eine große Lücke klafft. Ich weiß vor allem, daß es auch ganz anders kommen kann, sogar zur Rückkehr zur alten Arbeitsgesellschaft in ihrer ganzen überlebensnotwendigen Härte.

Zum Vortrag von Lord Dahrendorf hat Herbert Giersch die folgende Ergänzung geschrieben:

ARBEIT FÜR ALLE

Geht uns in der Arbeitsgesellschaft die Arbeit aus? Es war nicht zuletzt diese soziologische Frage, die ein paar Dutzend namhafter Vertreter der Künste und Wissenschaften des deutschen Sprachraums zusammenkommen ließ; einigen war auch an einem besseren Verständnis des Arbeitslosenproblems unserer Tage gelegen. Da die zwei Ökonomen im Saal sich in betonter Zurückhaltung übten, konnte der ältere gegen Schluß listig bemerken, man habe es tatsächlich geschafft, Hamlet ohne den Prinzen von Dänemark aufzuführen. Bis dahin nämlich war wortreich diskutiert worden, ohne daß auch nur einem einzigen Teilnehmer ein einziges Mal das Wort »Lohn« – als Ausdruck für den Preis der Arbeit – über die Lippen gegangen wäre. Es schien, als habe sich einmal mehr zeigen wollen, ob Oscar Wilde ins Schwarze traf, als er sagen ließ, die Ökonomen wüßten wohl den Preis von allem, aber den Wert kennten sie von nichts.

Arbeit ist, vor allem wenn sie knapp ist, unbestritten einen Lohn wert: pro Stück und Gewicht in Kauf- und Werkverträgen, pro Zeiteinheit in Arbeits- und Dienstverträgen. Der Wertmaßstab ist abgeleitet davon, was Arbeit einbringt, genauer: was eine zusätzliche Einheit dem Produktionswert hinzufügt. Man nennt dies das marginale Wertprodukt. Wer auf Erwerbsarbeit angewiesen ist, wird diese Grenze respektieren müssen. Daß Bedienstete zum Dank ein Trinkgeld erwarten, läßt sich ohne Schwierigkeit berücksichtigen.

An sprachlichen Fallstricken mangelt es nicht. Wenn Geld ins Spiel kommt, verwirren sich die Begriffe. Beahlt jemand Geld für Arbeit, so nennt man ihn Arbeitgeber, nicht Geldgeber. Umgekehrt nennen sich diejenigen, die Arbeit verrichten, um Geld zu vereinnahmen, nicht Geldnehmer, sondern Arbeitnehmer.

Vieles geschieht aus Patriotismus oder aus Nächsten- oder Fernstenliebe, manches auch als unentgeltliche Nachbarschaftshilfe. Einiges entsteht nur unter Zwang. Der Reichsarbeitsdienst in Hitler-Deutschland war Pflicht, zu meinem Mißvergnügen zugleich Vorbedingung für die Zulassung zum Studium. Zwang war der Ersatz für Lohn, der als »Löhnung« auf karge 25 Pfennige pro Tag festgesetzt war. Da war es lohnend, sich zu schonen. In den dienstlichen Beurteilungen stand daher hinter dem Nachnamen des Verfassers abschließend: »arbeitet langsam«.

Gesellschaftliche Arbeit ist produktiver als ein isoliertes Tun um der Sache selbst willen; denn sie erlaubt ein schier endloses Maß an Arbeitsteilung, eine Spezialisierung, die nur durch die Größe des Marktes begrenzt wird. Diese Quelle der Produktivität ist nahezu unerschöpflich. Spezialisierung ist freilich riskant, auch als Arbeitsteilung der Köpfe. Aber der Wohlstand, den der freie Austausch von Gütern und Gedanken ermöglicht, ist so enorm, daß die Gegner der Globalisierung keine Chance haben, ihre Protektionsforderungen durchzusetzen.

Man muß aber hier bedenken, daß der moderne Steuerstaat die Arbeitsteilung wie ein Wegelagerer stört und behindert. Vor allem ist der Versuch, die Bürger je nach ihrer Fähigkeit und ihrer Leistung zu besteuern, leistungsfeindlich. Dies betrifft die Einkommenssteuer mit den heute üblichen Sätzen ebenso wie die Umsatzsteuer und andere Verkehrssteuern. Wundert man sich da, daß so viel an Arbeit und Aktivität in die Schattenwirtschaft abwandert?

Es gibt neben den Steuern noch viele Verbote und Staatseingriffe, die die Arbeit in der Arbeitsteilung erschweren oder behindern. Die Ordnung, die nicht aus dem freien Spiel der Marktkräfte entsteht und deshalb nicht das Wissen und Wollen der Marktteilnehmer reflektiert und herausfordert, trägt die Merkmale und Kainsmale der sich allwissend aufführenden staatstragenden Bürokratie.

Mit dem Geist des Wettbewerbs verflüchtigt sich die Triebkraft des Wachstums in der freien Gesellschaft. An sich müßte es unter Ein-schluß der Schattenwirtschaft immer genug Arbeit für alle geben. Es gibt jedoch Ausnahmen. Eine davon ist das Angebotsmonopol der »Insider« auf dem Arbeitsmarkt, die sich auch als Arbeitsplatzbesitzer verstehen.

Stünden die Arbeitsplatzbesitzer in einem normalen Wettbewerb untereinander, so gäbe es kaum mehr Arbeitslose als Personen, die gerade eine Stelle aufgeben oder antreten. Man kann, wenn der Arbeitsmarkt überhitzt ist, wie wir es aus der Zeit nach dem Wirtschaftswunder der sechziger Jahre kennen, den Mangel an Arbeitskräften durch Anwerben von Gastarbeitern und Einwanderern beheben. Sie gehen dorthin, wo sie gebraucht werden, um vielleicht genau das zu tun, wofür die Inländer sich schon zu fein vorkommen. Dieser Import von Mobilität und Flexibilität ist sozusagen die Kehrseite der Friktions- und Strukturarbeitslosigkeit, die sich zeigt, wenn der Arbeitsmarkt quantitativ schrumpft und eine Abwanderung angeraten wäre. Deutschland spürt die Erblast heute in Gestalt einer erhöhten Strukturarbeitslosigkeit. Importierte Flexibilität muß jetzt gleichsam bezahlt, zurückerstattet werden. Möglicherweise geschieht dies in der verschleierte Form einer Abwanderung der besten Talente, vor allem aus strukturschwachen Regionen.

Die Arbeitsmarktschwäche wird mit der Zeit zu einer Wachstumschwäche. Die Standorte in Deutschland verlieren an Attraktivität. Über Produktionsverlagerungen mag man klagen, etwas dagegen zu tun ist schwierig. Eigentlich müßte man, wäre der Weg nicht verschlossen, eine Wechselkursanpassung ins Auge fassen, genauer: eine kompetitive Abwertung der Kosten deutscher Standorte, wie sie vor dem Bretton Woods-Abkommen als beggar-my-neighbour-policy gefürchtet war – als oligopolistischer Preiskampf zum Nachteil der Nachbarn. Hand aufs Herz: Wer würde sich dafür engagieren? Innerhalb des EU-Raumes liefe ein Abwertungswettkampf auf eine Zunahme der realen Geldmenge hinaus. Die aber wäre billiger zu

haben, wäre man bereit, eine expansive Geldpolitik ins Auge zu fassen, kombiniert mit einer Lohnpause im Bereich der Tariflöhne. Der Tariflohnstopp wäre abzuschaffen, sobald die Arbeitslosigkeit in Deutschland auf eine Million gesunken ist. Damit könnte man sich eine nachhaltige Senkung des Lohnniveaus um – sagen wir 10% – als Ersatzabwertung ersparen.

Anbieter können sich einen Vorteil verschaffen, indem sie sich darauf verstehen, höhere Preise zu fordern und zu diesem Zweck den Wettbewerb zwischen ihnen zu beschränken oder gar auszuschalten. Adam Smith schon hatte beobachtet, daß Vertreter derselben Branche selbst bei gesellschaftlichen Treffen nicht auseinandergehen, ohne noch ein Komplott gegen die Öffentlichkeit geschmiedet zu haben in der Absicht, höhere Preise durchzusetzen. Wenn Arbeitnehmer sich so verhalten, muß die Beschäftigung zurückgehen, muß also Arbeitslosigkeit entstehen.

Die Arbeitsverweigerung in Form des Streiks ist ja auch Evidenz für eine Leistungsverweigerung, die zumindest als Drohung wirksam ist. Gewerkschaften sind ja doch wohl auch deshalb gegründet worden, um den Reallohn der Beschäftigten zu erhöhen, also den Lohn derer, die ihren Arbeitsplatz nicht verlieren, die trotz der höheren Löhne in Beschäftigung bleiben. Die anderen werden arbeitslos, lohnbedingt. Wenn die Ökonomen sagen, Inflation habe immer etwas mit Geld und Geldvermehrung zu tun, so läßt sich dies auf den Arbeitsmarkt übertragen in Form der Aussage, Arbeitslosigkeit sei immer eine Folge zu hoher Reallöhne. Dabei ist zu berücksichtigen, daß unter dem Druck hoher Löhne ganze Reihen von Arbeitsplätzen vakant werden können und dann oft wegrationalisiert werden.

Nun geht es darum, den international orientierten Unternehmen und Investoren glaubhaft zu demonstrieren, daß sie in Deutschland Standorte finden können, an denen trotz hoher Reallöhne eine hohe Rentabilität des eingesetzten Kapitals erwirtschaftet werden kann. Konkret bedeutet dies, wo man hohe Reallöhne rechtfertigen will,

muß man eine entsprechend hohe Wertproduktivität der Arbeit erwirtschaften können. Anders gewendet: das mobile Kapital weiß die Vor- und Nachteile einzelner Länder, Regionen und Städte wohl abzuschätzen und vergleichsweise zu würdigen. Standortvorteile versprechen für die Bewohner und insbesondere die Bodenbesitzer einen Bonus, exzessive Lohnforderungen und aggressive Gewerkschaften einen Malus. Mobile Arbeit wird Gegenden meiden, in denen das Kapital wegen überhöhter Steuersätze und einer kapitalfeindlichen Sozialpolitik keine Bleibe sucht und findet.

So komplex sind die Wirkungszusammenhänge im Standortwettbewerb. Die Globalisierung – verstanden als engmaschige Arbeitsteilung der Hände und der Köpfe und als Mobilität des Sach- und Humankapitals wird der Arbeit nicht überall zugute kommen. Wer die Globalisierung nutzen will, muß darauf setzen, daß Tüchtigkeit und Weltoffenheit allenthalben ihren Lohn finden.